

MAGDALENA SCHREFEL

DAS
BLAUE
VOM
HIMMEL

SUHRKAMP ROMAN

SV

Hannah arbeitet an einer Ausstellung mit, die das Blau des Himmels bewahren soll, kurz bevor eine globale Geoengineering-Maßnahme in Kraft treten wird. Durch die in die Stratosphäre geschossenen Schwefelpartikel wird sich das Sonnenlicht anders brechen, Meere und Flüsse werden verblassen, und der blaue Planet wird sich milchig grau färben. »Kannst du das Blaue beschreiben?«, fragt Hannah die Menschen, denen sie mit ihrem Aufnahmegerät gegenübersteht, und auch ihre ältere Schwester Vera. Immer tiefer taucht Hannah in die Erinnerungen der anderen ein, die am Tag der Ausstellungseröffnung in einem Raum zusammenfinden. Und plötzlich steht da auch Jakob, Hannahs Vater. Auch er hat eine Geschichte zu erzählen, über die die beiden bisher nie gesprochen haben.

Magdalena Schrefel, 1984 geboren, studierte Europäische Ethnologie in Wien und Literarisches Schreiben in Leipzig. Sie schreibt Theaterstücke, Hörspiele und Erzählungen, für die sie vielfach ausgezeichnet wurde, zuletzt mit dem Robert Walser-Preis 2022 für ihren Erzählungsband *Brauchbare Menschen* (es 2800) und mit dem Nestroy-Preis 2024 in der Kategorie »Bestes Stück – Autor:innenpreis« für *Die vielen Stimmen meines Bruders*. Die Umsetzung als Hörspiel wurde vom ORF als bestes Originalhörspiel des Jahres 2024 ausgezeichnet.

Magdalena Schrefel

**DAS BLAUE
VOM HIMMEL**

Roman

Suhrkamp

Die Arbeit der Autorin wurde gefördert durch ein Projektstipendium
Literatur sowie ein Aufenthaltsstipendium im mare-Künstlerhaus der
Roger Willemse Stiftung.
DANKE!

Erste Auflage 2026
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Judith Schalansky, Berlin

Umschlagabbildungen: Ausschnitte aus Edward Lear, *Boat on the Nile*, 1867;
David Cox, *Crossing the Sands*, 1948; Postkarte, 1930-1945; Thomas Lindsay
zugeschrieben, *Sky-Study, No. 6*; James Ward, *Sky Study*, 1784-1859.

Reproduktionen: lookandlearn.com

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43259-4

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Das Blaue vom Himmel

Eingehüllt in graue Wolken / Schlafen jetzt die großen Götter /
Und ich höre, wie sie schnarchen / Und wir haben wildes Wetter.

HEINRICH HEINE, 1830

Es gab Gründe, zu arbeiten und hart zu arbeiten, weil es keine bessere Möglichkeit gab, sich mit beunruhigenden Zeiten zu arrangieren. Aber das war nicht das Gleiche wie Hoffnung.

SIGRID NUNEZ, 2024

*WINTER:
I LOOK OUT ON THE EARTH ...
LO, ALL IS CHAOS*

»Der Himmel ist unmarkiertes Gebiet. Jeden Tag aufs Neue«, sage ich. Meine Schwester sagt nichts.

»Der Anfang ist das Schwierigste«, sage ich. Ich sage es nicht das erste Mal, ich habe es über Wochen, Monate, seit einem Jahr habe ich es immer und immer wieder gesagt: dass der Anfang das Schwierigste ist, aber es lohnt sich.

Meine Schwester sagt nichts.

Ich sage: »Du kannst einfach beschreiben, was du gesehen hast, was nicht.«

Dann hebe ich meinen Blick, ich sehe über ihren Kopf hinweg aus dem Fenster und warte, dass meine Schwester etwas sagen wird. Auf dem Fensterglas sind Schlieren, vom Regen, von Feinstaub, von Feinstaub im Regen, als wäre der Tag grau in grau in die Welt getreten und würde sie so auch wieder verlassen wollen.

»Dicht gedrängt haben wir uns aus der U-Bahn geschoben«, sagt meine Schwester jetzt, es klingt wie eine Frage.

Als wären zwölf Stunden Grau alles, was heute zu haben war, denke ich.

»Wir waren Teil einer Menschentraube, sagt man Traube oder Menge? Ein Geschiebe war das in jedem Fall, ein Geschiebe und ein Gedränge.«

Ich unterbreche sie nicht, drücke stattdessen auf Aufnahme

und richte das Mikrofon noch einmal aus. Immer ist es besser, es in dieser Reihenfolge geschehen zu lassen: erst der Anfang, dann die Aufnahme.

»Wir waren also Teil einer Menschentraube«, sagt meine Schwester noch einmal – ihre Stimme jetzt fester, entschlossen –, »nimm meine Hand, hast du zu mir gesagt und: damit du mich nicht verlierst. Das hast du eingefordert in dem Moment, von mir beschützt zu werden. Und obwohl ich natürlich gelernt hatte, dass man sich beim Treppensteigen nicht an der Hand halten soll – fällt die eine, fällt auch die andere –, hab ich nach deiner Hand gegriffen, während wir die Treppe Stufe für Stufe hinaufgegangen sind. Nicht so fest, hast du gesagt. Aber ich hab nicht locker gelassen, stimmt's?«

Meine Schwester sieht mich an, als müsste ich jetzt etwas sagen, also nicke ich, ich nicke und lächle, aber nur ein bisschen.

»Der Geruch des U-Bahnhofs ist dem von Fett und Zucker gewichen, schon hier haben die ersten Buden gestanden. Die Straße war durch Absperrgitter in Wege geteilt, alle paar Meter ein Ordner, manchmal auch eine Ordnerin: Weitergehen. Gehen Sie weiter. Geradeaus, und zügig, bleiben Sie nicht stehen. Ich weiß gar nicht, was mich mehr schwitzen gemacht hat, die Menschen oder die Sonne, dabei war es erst Morgen, vielleicht zehn Uhr, noch vor dem Musikprogramm. Aber wir wollten ja die besten Plätze, und am allerliebsten diesen einen. An der Ampel haben wir auf Grün gewartet, sind dann über die Straße. Auf der Donauinsel selbst waren keine Absperrungen mehr, aber trotzdem viele Menschen. Hundert Mal sind wir da schon langgelaufen, allein, an der Hand, und bevor wir an der Hand gelaufen sind, wurden wir geschoben,

also du, daran erinnere ich mich noch. Guck mal, habe ich gesagt. Und du: Was? Der Ballon, habe ich gesagt, weil im Himmel über uns plötzlich ein riesiger roter Ballon zu sehen war, ruckartig im Aufstieg, als würde er Treppen nehmen. Das ist Physik, habe ich zu dir gesagt, Luftströmungen. Und du? Hast dir einfach weiter die flache Hand über die Augen gehalten und den Ballon beobachtet, während wir weitergegangen sind. Weit und breit war sein Rot das einzige nicht Blaue im Himmel, keine Wolke in Sicht, kein Wölkchen, nichts.«

»Kannst du das Blaue beschreiben«, frage ich.

»Bevor wir das Fest erreichen, hören wir es schon. Wir hören Kinderlachen und Kinderweinen, wir hören Männer, die grölten, und Frauen, die nach ihren Kindern schreien. Wir hören Musik, die aus Boxen kommt, und Musik, die live gespielt wird, auf einer Gitarre, auf einer Harmonika, auf einer Trommel, vielleicht auch nur auf einer umfunktionierten Mülltonne.«

Vom Blau sagt sie nichts, stattdessen sagt meine Schwester: »Vom Büdchen bis zum Imbiss gibt es alles« – als wären wir jetzt dort, in diesem Moment.

»Es gibt eiskalte Cola aus einem Automaten, daneben eine Fotokabine, und das allererste Mal frage ich mich, wie das alles funktionieren kann, wo der Strom für diese Dinge herkommt, meine ich. Ich weiß noch, dass ich Ausschau gehalten habe, um es zu verstehen: Wo kommt er her, wo wird er verteilt, wo läuft er hin? Wir laufen also an einer Schießbude vorbei, und ich frage dich: Welches Tier willst du haben? Und du deust auf einen Blauwal, der ist riesig, der Hauptgewinn. Schieß ich dir später, sage ich. Und merke, dass ich deine Hand immer noch fest in meiner halte. Also hab ich sie losgelassen. Na

endlich, hast du gesagt und dir den klebrigen Schweiß an der Hose abgewischt.«

»Den Blauwal«, sage ich, »den hab ich nie bekommen.«

»Und was ist mit der Robbe«, fragt meine Schwester, »hast du die noch?« »Keine Ahnung«, sage ich, »sicher hab ich die irgendwo.« »Sicher?«, sagt sie, und ich sage Ja, obwohl ich genau weiß, dass ich sie weggegeben habe, als ich umgezogen bin, vor einem Jahr war das.

»Über uns sind dann Wolken aufgezogen«, sagt meine Schwester, »richtige Berge, und wir haben das Summen und Surren der Insekten im Gras gehört. Wie das laut war, in den Büschen, in den Bäumen, in den Blättern, da waren Fliegen und Wespen und Zikaden, Vögel auch.«

»Gab es damals wirklich Zikaden«, frage ich. Und meine Schwester: »Wahrscheinlich eher Grillen, aber so erinnere ich mich. Und wenn eine Wespe oder Fliege nah an meinen Sorgen vorbeigeflogen ist«, sagt sie dann, »an den Sorgen, die kurz hinter den Ohren sitzen – das hat doch Opa immer gesagt, erinnerst du dich, wo sie nagen und klagen, und dich dabei am Ohr gezogen –, wenn sie also an meinen Ohren vorbeigeflogen sind, dann war das angenehm. Meine Sorgen waren dann still.«

Und bevor ich noch fragen kann, welche Sorgen meine Schwester damals denn hatte, sagt sie: »Da, wo noch keine Menschen waren, war das Gras schon strohgelb. Jeden Sommer sind wir dorthin, an dieselbe Stelle, wo die Zeit so vor sich hingemacht hat, wo wir im trockenen Gras und manchmal auch auf dem Asphalt der Wege gelungert haben, alle viere von uns gestreckt, als hitzetoter Mann.« »Frau«, sage ich. »Na ja«, sagt meine Schwester, »wir waren ja noch Kinder.« Und ich: »Aber im Winter Engel im Schnee.«

»Ausguck haben wir die kleine Brücke aus Holz genannt, erinnerst du dich? Die auf dem Spielplatz von dem einen Turm zum anderen geführt hat, wahrscheinlich tut sie das noch immer. Warst du noch mal da«, fragt meine Schwester.

Ich schüttle den Kopf.

»Die Brücke war schmal«, sagt sie, »aber wir auch, also konnten wir dort trotzdem dicht an dicht nebeneinanderliegen. Gib mir deine Hand, habe ich gesagt, und dann hab ich dich hochgezogen. Und als wir oben waren, auf dem Ausguck, der nur dafür da war, dass wir beide dort auf dem Rücken liegen, hast du gesagt: Das könnte ich ewig machen. Was jetzt genau, hab ich dich gefragt. Und du: In den Himmel schauen, das ist das Beste, das Allerbeste, was man machen kann. Also haben wir in den Himmel gestarrt und gewartet, dass die Konzerte anfangen, du und ich und die ganze halbe Stadt.«

»Hab ich das wirklich gesagt?«

»Das weißt du doch«, sagt sie. Und ich: dass ich mich nicht erinnern kann. »Aber du bist doch gekommen, um mich nach meinen Erinnerungen zu fragen.« Sie betont das Wort *meine*, als seien ihre Erinnerungen nicht auch unsere, also keine geteilten.

»Um deine Erzählung in die Ausstellung aufzunehmen, müssen wir systematisch arbeiten und Bezüge herstellen«, hatte ich am Telefon zu ihr gesagt. »Als würden wir hier unten den Himmel kartieren.« »Und wozu macht ihr das«, hatte meine Schwester gefragt, und ich: »Um etwas zu bewahren. Du musst also alles erzählen, woran du dich erinnern kannst.« Und sie: »Wenn du meinst, aber was bringt das?«

»Weißt du noch, die Ameisen«, sagt meine Schwester plötzlich, und ich: »Welche Ameisen?« »Das weißt du nicht mehr, dass es zu Hause immer Ameisen gab, den ganzen Sommer lang?«

Sie sieht mich an, verschränkt die Arme vor der Brust, ihr Blick jetzt vorwurfsvoll. Dann greift sie nach dem Glas, das links vom Aufnahmegerät steht, und trinkt einen Schluck.

»Das hat im Frühling angefangen, und erst wenn der erste Frost gekommen ist, hat es wieder aufgehört. Die Ameisen haben unsere Wohnung immer und immer wieder – heimgesucht«, sagt sie nach einer kaum merklichen Pause. Als wäre unsere Kindheit der Ort einer biblischen Plage gewesen. »In Beschlag genommen, meine ich.«

»Ja, vielleicht erinnere ich mich«, sage ich, obwohl ich mir nicht sicher bin, ob ich mich tatsächlich daran erinnere oder mir das Bild nur lebhaft und wahrhaftig vorstellen kann – eine schwarze Straße von vielen Hunderten, ach was, Tausenden Ameisen, die sich über die betongraue Fassade ihren Weg bahnen, über die Brüstung und dann von der Balkontür aus über das Laminat des Wohnzimmerbodens in die Küche, jede Einzelne ein Pünktchen, aber alle zusammen ein Vektor und sein Endpunkt die dritte Küchenschublade von oben, in der unser Vater Schokolade versteckt hatte.

»Erinnerst du dich auch?«, sagt meine Schwester, »dass es immer geheißen hat: Schokolade, die hat mich durch mein Studium gebracht.«

Studium, das hatten wir schon damals gewusst, war der Name der Zeit, in der unser Vater nicht mehr bei seinen Eltern und noch nicht mit uns allein lebte. Es war der Name der Zeit, in der er und unsere Mutter zusammen waren.

»Ich weiß, dass es zu Hause immer Schokolade gegeben hat«, sage ich.

»Aber so war es«, sagt meine Schwester, und ich weiß nicht, worauf sich ihr *Aber* bezieht. Und dass sie ihn einmal gefragt hat, ob er und unsere Mutter denn nie gekocht hätten, sagt sie, »Und er nur: Wer will schon kochen, wenn es Milka Alpenmilch gibt, die lila Tafel 300 Gramm.«

Ich kann seinen Tonfall in ihrer Stimme hören und warte, weil ich sicher bin, dass da noch etwas kommen muss. »Mir hat davor geekelt«, sagt meine Schwester, sie sagt es laut und bestimmt: »Die Schokolade habe ich nie angerührt.« »Ach was«, sage ich, »du hast sie doch geliebt.« »Schon«, sagt meine Schwester, »aber einmal, daran kann ich mich noch ganz genau erinnern, da hab ich die Schublade aufgemacht, und da waren gerade die Ameisen zugange, und danach hab ich die Schokolade nie mehr – also wirklich nie wieder gegessen, kein einziges Mal.«

Ekel zieht über ihr Gesicht wie ein Schatten. Als wäre das *Aber* jetzt sichtbar.

»Und dass wir Fallen gebaut haben, daran erinnerst du dich auch nicht?« Ich sage: »Ich weiß es nicht, keine Ahnung.«

»Kein Wunder«, sagt meine Schwester, als hätte sie mich nicht gehört, »kein Wunder, dass sie nie in dieses Zuckerrwasser getappt sind, das wir aufgestellt haben. Weil da doch immer und überall Krümel waren, auf dem Boden!«

»Und weil wir im Erdgeschoss gewohnt haben.« »Hochparterre«, sagt meine Schwester, »und was hat das damit zu tun?« Und ich, dass die Wohnung zugänglich war.

»Na ja, vielleicht«, sagt meine Schwester, »aber eigentlich war es doch, weil es nie sauber war, nie, nie, nie«, sagt sie und

klingt dabei so kindlich, wie sie es nicht einmal als Kind war, weil sie immer schon meine große Schwester war, also die Ältere.

»Und wenn doch, dann nur die Oberflächen. Aber wenn du mit Socken durch die Wohnung gelaufen bist und die dann abends ausgezogen hast, dann waren sie schwarz und voller Krümel!« »Ist das nicht immer so«, frage ich, und: »Weil wir damals auch alle diese weißen Socken anhattten?« »Bei mir nicht«, sagt meine Schwester und wiederholt es noch einmal: »Bei mir gibt es das nicht.«

Und dann, nach einer kurzen Pause: »Wirklich nicht.«

Ich schiebe den Stuhl ein Stück zurück, stehe auf, und dann stehe ich da. Ich will etwas sagen, aber weiß nicht, was. Also nehme ich die Hand meiner Schwester in meine, drücke sie, die Geste ist ungeübt, der zarte Ausdruck einer Möglichkeit, die ich selber noch nicht greifen kann. Und meine Schwester zuckt zusammen. »Nicht so fest«, sagt sie.

Dann beende ich die Aufnahme.

»Du kannst da jetzt nicht raus«, sagt sie – noch immer große Schwester –, und ich sage: »Doch, das geht schon.« Und dann sehen wir beide für einen Moment aus dem Fenster.

Es gibt diese Art Regen, der die Stadt zum Glänzen bringt, der selber Licht wird, weil das Wasser in den Lachen die Lichter reflektiert, sodass die ganze Stadt zu leuchten beginnt – aber nicht ungebunden, jeder Tropfen verzerrt das Bild.

Nur, diese Art Regen ist es nicht.

Es ist ein matter Regen, ein stumpfer, er hängt in Schlaufen vor dem Fenster, wie ein Vorhang, den jemand mit festen Maschen gestrickt hat. Oder als hätte in der Nähe eine Ex-

plosion stattgefunden, als wären es Aschewolken, so sieht der Regen in den Lichtkegeln aus, strukturiert und handfest und plastisch.

»Es gibt kein schlechtes Wetter«, sage ich.

»Es gibt nur schlechte Ausrüstung«, sagt meine Schwester.

Unser Vater war Meteorologe, zumindest hatte ich das einen Tag lang geglaubt. Bei einem Ausflug meiner ersten Klasse war er als Begleitperson mitgegangen. Die Klasse war groß, dreißig Kinder waren wir, und immer wurden Eltern gebeten, ob sie solche Ausflüge begleiten konnten. In der Regel war es die Mutter von jemandem, oft hatte sie noch ein Baby dabei, der Grund, weshalb sie gerade nicht in ihrem Betrieb war, in der Fabrik, dem Laden oder Büro, in dem die Mütter arbeiteten. Aber auch unser Vater nahm sich einmal im Schuljahr für jede von uns frei, und bei der Wanderung gleich im Herbst nach meiner Einschulung hatte ihn ein Kind gefragt, was er arbeite, und darauf er: »Ich mache das Wetter.«

Den ganzen Ausflug lang hatte ich mich nicht mehr auf unsere Aufgaben konzentrieren können, war beim Käferchensammeln an meiner Ungeduld gescheitert und hatte keinen einzigen in ein Schraubglas bugsiert, und beim Blätter-Quiz hatte ich alles falsch, also nichts richtig geraten. Nicht die Vorstellung, dass jemand, gleich ob mein Vater oder ein anderer, das Wetter machte, wühlte mich auf. Da war plötzlich ein diffuser Neid in mir, dass dieses Kind etwas über meinen Vater in Erfahrung gebracht hatte, das ich selber nicht wusste, das mich bis dahin nicht einmal interessiert hatte. Dass er arbeitete, war eine Sache der Erwachsenen, die mich nichts anging. Aber plötzlich verstand ich, dass er ein Leben abseits